

Boris Becker

Mit der Kraft seines Namens

Für seinen Sport vergöttert, aber wirtschaftlich geschlagen: Eine Kette des Versagens endete für Deutschlands größten Tennisstar in der Privatinsolvenz. Zu seinem 50. Geburtstag plant er den Neustart. Dafür muss 2018 ein Schuldenschnitt gelingen.



Boris Becker: Der „Held vergangener Tage“ (kl. Foto) hat als Unternehmer eine tiefe Schleifspur hinterlassen.

Diana Fröhlich, Hans-Jürgen Jakobs
Düsseldorf, München

Für November, die Zeit rund um seinen 50. Geburtstag, hatte sich Boris Becker einen großen Plan zurechtgelegt. Ein Spielfilm sollte in die Kinos kommen: ein buntes Werk über seinen einstigen großen Tenniskampf gegen den ewigen Widersacher Ivan Lendl. Der Plot: deutscher Held gegen fanatischen Osteuropäer, Jung-Siegfried gegen Schlagmaschine aus dem Kommunismus. So etwas also wie die epische Gesamtbetrachtung einer Sporttrivialisität, produziert von Matthias Schweighöfer – ähnlich den Filmen, die derzeit über Björn Borg gegen John McEnroe oder Billie Jean King gegen Bobby Riggs im Kino zu sehen sind.

Doch wie so oft bei Becker wurde alles in der ökonomischen Realität anders und eine Spur kleiner. Vor zwei Tagen sendete die ARD stattdessen eine marzipansüße Eloge, eine plattgewalzte Homestory mit ihm, Frau Lilly und dem kleinen Sohn. In ihr sagt die humpelnde Hauptfigur Sätze wie: „Ich habe meine Sonne“ und „Mein Name ist Becker“. Jedes Statement eine Meldung wie von einem fernen Planeten, jede Szene die Selbstbehauptung eines Sportinvaliden, der seine Narben zum Quotenereignis macht.

Tatsächlich ist auch die brave Beckerisierung im Öffentlich-Rechtlichen zum 50. Geburtstag an diesem Mittwoch ein Beleg dafür, wie wenig der Tennisstar nach dem Ende seiner Laufbahn auf dem Center Court eine zweite Karriere im Nichtsportlichen schaffte. Als Unternehmer manövrierte sich der Mann, der es nach seinem Wimbledon-Triumph

„**Boris Becker verliebt sich in Menschen, die er bald wieder fallen lässt.**“

Ein früherer enger Vertrauter

1985 als „17-jähriger Leimener“ zu Weltruhm brachte, von Nahtoderfahrung zu Nahtoderfahrung. Eine Kette des Versagens, die am Ende rund 61 Millionen Euro Schulden, eine Privatinsolvenz und gleichwohl eine ungebrochen hohe weltweite Markenpräsenz hinterließ. Das „System Wimbledon“ hat Becker mental nie verlassen, die Matchball-Aura jenes Vororts von London, in dem er heute lebt, weiter als „Champ“ gilt und begraben werden will.

Wirtschaftlich hat der Gewinner vieler Grand-Slam-Turniere eine tiefe Schleifspur hinterlassen. Die Zahl seiner Start-up-Versuche und Erprobungen ist imposant: hier eine New Food AG mit Telegate-Schöpfer Klaus Harisch, dort ein Internetportal namens Sportgate mit RTL-Legende Helmut Thoma, hier ein neuer Tenniszweig der Skifirma Völk, dort eine Botschaftertätigkeit für Strenesse oder „Boris Becker TV“. Becker war voller Pläne, die sich stets bald zerschlugen. Der Mut vom Tennisplatz war geblieben, der Durchhaltewillen nicht. Die schöpferische Zerstörung, die der Ökonom Joseph Schumpeter so pries, wandte sich gegen den Schöpfer selbst – und hinterließ Legionen frustrierter Berater und Helfer.

„Becker verliebt sich in Menschen, die er bald wieder fallen lässt“, sagt ein früherer enger Vertrauter. Die Sprunghaftigkeit habe andererseits aber auch Personen aus dem Milieu der Halbseiden angelockt, die ihr eigenes Geschäft auf seine Kosten machten. Bei neuen Projekten sei der Tennisheld anfänglich stets Feuer und Flamme gewesen, erzählt ein anderer Ex-Berater, bald aber habe er wieder die Lust am neuen Spielzeug verloren. Über allem schwebte die Sehnsucht nach einer starken Vaterfigur. So eine war viele Jahre lang

Hans-Dieter Clevan, der einstige Finanzchef des Metro-Konzerns. Der aus dem Schweizerischen agierende Investor nahm Becker unter seine Fittiche und verhinderte beispielsweise bei einem Steuerprozess in München das Schlimmste. Mit einer Bewährungsstrafe von zwei Jahren und 500 000 Euro Strafe kam Becker noch glimpflich davon. Der „rote Baron“, wie er früher in seiner Entourage hieß, hatte 1,7 Millionen Steuern hinterzogen.

Mentor Clevan gründete mit Becker eine gemeinsame Verwertungsfirma und vergab immer wieder Darlehen. Seit 18 Monaten klagt er nun um sein Geld und ist mit einer Forderung von mehr als 40 Millionen Franken (derzeit rund 34 Millionen Euro) der größte von 14 Gläubigern. Clevan rangiert damit weit vor der englischen Privatbank Arbuthnot Latham & Co., die mit ihren 10,5 Millionen Euro das aktuelle Insolvenzverfahren ausgelöst hat, oder vor Gefährten wie dem PR-Manager Sascha Rinne.

Im Juni erklärte ein Gericht in London den Deutschen im Insolvenzverfahren 000595 offiziell für bankrott. Ein Schlag ins Kontor, zumal es mit den Sicherheiten hapert: Drei Autohäuser in Mecklenburg-Vorpommern hat Becker offenbar inzwischen zu einem Preis verkauft, der längst nicht mehr dem Wert entsprach, zu dem er sie im Boom der Wende-Ära 1993 erstanden hatte. Und die für viele Millionen gekaufte und umgebaute Finca im Norden Mallorcas ist seit langem ungenutzt.

Jubilär Becker reagiert auf die Bedrohung des „Lebens auf Pump“ („Stern“) mit einem offeneren Interview: „Es ist irrsinnig zu glauben, ich sei pleite“, sagte er der „NZZ“. Er habe genügend nationale und internationale Partnerschaften, mit denen er Erträge verdiene. Offenbar gehört dazu der

Einsatz für ein Pokerunternehmen. Clevan habe von der Zusammenarbeit mehr profitiert als er, aus der Partnerschaft sei Kampf geworden, gibt Becker zu Protokoll. Was die Bankschulden angeht, so bestreitet er die fällige Zahlung von 25 Prozent Zinsen, obwohl er offenbar selbst ein entsprechendes Papier unterschrieben haben soll.

Ausgearbeiteter Spielplan

Ganz offenbar spekuliert der Champion a. D. auf den 20. Juni 2018: Dann wird das Insolvenzverfahren nach englischem Recht abgeschlossen, dann könnte es einen großen Schnitt geben, bei dem wahrscheinlich rund 95 Prozent der Forderungen entfallen würden. „Der Spielplan ist ausgearbeitet“, sagt Becker, dieses Spiel mit der Weltspitze wolle er gewinnen. Zusammen mit dem von Gericht bestellten Treuhänder („Trustee“) Mark Ford durchforstet er die Finanzen. Es ist, wenn man so will, ein Sieg auf Kosten der anderen. Und doch könnte der unglückliche Geschäftsmann, dem die Firmen Becker Private Office in London und BB Sarl in der Schweiz geblieben sind, dann zur erfolgreichen Neuerfindung seiner selbst übergehen – in seiner Ur-Domäne, dem Sport.

Denn noch immer ist er im Ausland eine ungefochtene Ikone. Vom Interesse der Fans künden seine Kommentatoren-Künste bei den TV-Sendern „BBC“ und „Eurosport“. In Deutschland wiederum unterstützt eine ehrenamtliche Tätigkeit als „Head of Men's Tennis“ für die nationale Herrenmannschaft den neuen Kurs, nachdem eine Coachingarbeit für den serbischen Tennisstar Novak Djokovic jäh geendet ist. Becker hatte ihn an die Weltspitze gebracht. Die Marke „Boris Becker“ sei zwar – zumal in Deutschland – angegriffen, aber sie sei alles andere als tot, glauben Experten.

„Eine Werbepartnerschaft macht nur Sinn, wenn Testimonial und Produkt zusammenpassen“, sagt der frühere Tennisspieler und heutige Managementberater Carsten K. Rath und rät Becker, künftig ausschließlich auf den Sport zu setzen. Für Sporthändler, Sportausrüster, Vereine und Verbände sei der „Held vergangener Tage“ noch immer ein authentischer Partner – einer, der als Spieler enorm fleißig war und durch seinen unbedingten Willen großartige Erfolge feierte. Becker bleibe als „emotionaler Kämpfer“ interessant, assistiert Colin Fernando von der Markenberatung Brand Trust: „Boris Becker sollte sich auf diese Kernkompetenzen fokussieren und vor allem den Fernsehformen aus dem Weg gehen, die das verwässern.“ Bei dessen Tätigkeit für Eurosport zum Beispiel merke jeder, wie sehr ihm der Job Spaß mache.

Egal ob Deutsche Bank oder AOL („Ich bin drin“): Es waren solche Werbeauftritte, die Becker viel Geld einbrachten. Seine Einnahmen habe Becker schon früher zu 85 Prozent außerhalb des Tennisplatzes gemacht, sagt sein Ex-Manager Ion Tiriac – noch so eine Vaterfigur im Leben des Boris. Gegen Ende seiner sportlichen Karriere wurde sein Vermögen auf rund 150 Millionen Dollar geschätzt. Doch es kamen die Scheidung von seiner ersten Frau, Affären und andere Missgriffe. Becker hat das eigene Leben stets als „Asset Rich, cash Poor“ begriffen, als reich an (potenziellem) Vermögen und arm an Bargeld.

Auch heute schwärmt er von den Möglichkeiten seiner Marke, von der Kraft seines Namens. Das ist seine Folgerung aus dem ungebrochenen Erklärungsdrang der Medien, die mit ihm Auflage und Quote machen. In seinen Worten: „Der Name Boris Becker ist heiß.“ Die Marke Boris Becker sei ein Geschäftsmodell für Print und Fernsehen – ganz anders als die einst ähnlich erfolgreiche Steffi Graf, die ein Leben fern aller Skandale in den USA führt.

Becker lebt dabei in einem Konflikt. Einerseits braucht er diese gewisse Spanner-Neugier der Deutschen, andererseits hasst er mittlerweile das öffentliche Leben, das im Aufstieg des badischen Provinzspielers jedem Deutschen eine Ersatzerzählung für die eigene, weniger schillernde Existenz offeriert. Zur Selbststilisierung gehört Beckers Vorwurf, bestimmte deutsche Medien hätten eine „Menschenjagd“ gegen ihn eröffnet. Nicht gemeint sind damit freilich die Interviewführer der ARD. Mit lächelnder Distanzierung schleudert er in ihrem Film dem Volk, das ihn als „Bobbele“ vergötterte, seinen trotzigsten Satz der Emanzipation entgegen: „Ich war noch nie euer Boris!“



Elena Poughia

Computer-Nerd mit Mission

Die 29-Jährige richtet Europas größte Datenkonferenz in Berlin aus. Doch sie will mehr: Frauen gleichwertig in der Computer-Industrie etablieren.

Wenn man die Augen schließt, dann hört man einen leicht britischen Akzent, der verrät, dass Elena Poughia in Durham und Glasgow studiert hat. Öffnet man die Augen, verschmilzt der Akzent mit ihrer ausdrucksstarken Gestik und ihrem energiegelassen Sprechtempo, was wiederum nicht ganz verhehlen kann, dass die 29-Jährige gebürtige Griechin ist. Poughia ist eine, die Welten miteinander verbindet – nicht nur mit ihrem Auftreten.

Auf der von ihr gegründeten Konferenz „Data Natives“ wird das deutlich. Zur, nach eigenen Angaben, größten Da-

ta-Science-Konferenz Europas kommen über 1500 Besucher. Darunter Datenspezialisten von Techniker Krankenkasse, Deutscher Telekom oder IBM, aber auch Gründer, Designer oder Verhaltensforscher, wie zuletzt am vergangenen Wochenende. Die erneute Auflage in Berlin ist für den 22. November 2018 geplant, zu dem laufen Gespräche über Ableger in Tel Aviv und Dublin.

Die Veranstaltung verbindet Poughia auch mit einer Mission. Denn Frauen würden in der Branche zu wenig wahrgenommen, findet die Datenexpertin: „Wenn Frauen auf solchen Konferenzen sprechen, dann reden sie meist über Diversität“, sagt Poughia. Weibliche Experten würden gebucht, um über die Vorzüge von einer möglichst bunten Belegschaft zu sprechen. „Ich will aber nicht, dass Frauen darü-

Elena Poughia:
Britischer Akzent,
griechische Herkunft.

ber sprechen, sondern als Expertinnen über Technologie und Daten.“ Sie und ihr Team laden deshalb gezielt Frauen ein. Im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen bekommen weibliche CEOs deutliche Ermäßigungen auf ihre Eintrittstickets. Poughia kann damit schon auf einen ersten Erfolg verweisen, der Anteil der weiblichen Expertinnen lag bei ihrer Konferenz mit rund 30 Prozent deutlich über dem Durchschnitt vergleichbarer Konferenzen, so die Veranstalter.

Es brauche Vorbilder, damit andere folgen und sich ebenfalls auf die Bühne trauen. Noch haperte es damit schon in der Kindheit: „Es heißt schließlich Gameboy – also ist es für Jungen.“ Mädchen sollten mit Puppen spielen, so die Frau, die mit neun ihren ersten Computer bekam, und schnell begann, darauf mit Browsern herumzuexperimentieren: „Der beste Weg, sie früh für Technologie zu begeistern, ist es aber, sie auch Videospiele und so etwas spielen zu lassen.“ Das Problem ist in der Branche bekannt: Auf der Meconvention in Frankfurt im September forderte auch Facebook-Managerin Sheryl Sandberg, dass man Töchtern das Programmieren beibringen solle.

Mit unterschiedlichen Welten kennt sich Poughia aus: Nach einem Studium der Wirtschaft und Kunstgeschichte arbeitete sie anschließend für renommierte Kunstgalerien wie die Gagosian Gallery. Zu Daten kam sie über ihre Begeisterung für digitale Kunst, die sie schließlich 2015 nach Berlin führte. Im selben Jahr ersann sie das Konferenzformat: „Alles in unserer Welt ist datengetrieben, und wir erwarten, dass uns jedes Gerät kennt, damit es uns den genau richtigen Service bieten kann.“ Sie wollte einen Ort schaffen, an dem Experten aus Wissenschaft, Unternehmen, Kunst und Design über die damit verbundenen Herausforderungen sprechen – und möglichst viele Frauen sich einbringen können. Johannes Steger

Paul Gauselmann

Verzockt im Netz

Der Glücksspielkönig will sein Unternehmen aus dem Onlinekasino-Markt abziehen.

Paul Gauselmann hatte schon immer Freude daran, dem Gesetzgeber ein Schnippchen zu schlagen. Kam die Politik mit schärferen Regeln um die Ecke, fand der Chef des größten deutschen Glücksspielkonzerns ein Schlupfloch. Doch nun scheint der Ostwestfale, der mit 83 Jahren noch immer an der Spitze des von ihm gegründeten Zockerreichs mit zuletzt 2,5 Milliarden Euro Umsatz steht, einzuknicken.

Es geht um Onlineglücksspiel, ein riesiger Markt, allein 500 deutschsprachige Seiten gibt es. Das Problem: Onlinekasinos sind mit wenigen Ausnahmen in Deutschland verboten. Viele der Firmen sitzen daher in Gibraltar oder auf der Isle of Man – und haben dank Gauselmanns

Lizenzen auch die Spiele im Programm, die es sonst nur auf seinen Merkur-Automaten gibt. Ebendiese Lizenzen will Gauselmann den Casinos kündigen, sollten sie weiter den deutschen Markt ohne behördliche Genehmigung bedienen. Laut einem Sprecher der Gauselmann-Gruppe soll es um weniger als 20 Anbieter gehen. Einige davon, die fast ausschließlich Merkur-Spiele im Angebot haben, könnten damit kurz vor der Pleite stehen. Die Frage bleibt nur, warum der Patriarch aus Lübbecke

erst jetzt den Saubermann spielt. Offiziell begründet das Unternehmen den Schritt wegen eines Urteils des Bundesverwaltungsgerichts von Ende Oktober. Dabei ist der Inhalt kaum neu,

die Richter bekräftigen das Verbot, das es seit 2012 gibt. Von Gauselmann heißt es, man könne jetzt nicht mehr „wie bisher von einer Duldung des Onlineglücksspiels“ ausgehen.



P. Gauselmann:
Braucht positive
Schlagzeilen.

Einen Zusammenhang mit der Veröffentlichung der „Paradise Papers“ gebe es nicht. Vor kurzem war bekannt geworden, dass Gauselmann schon seit 2008 auf dem Onlinemarkt mitmischte – und selbst eine Tochter auf den Isle of Man besaß. Finanziell verschmerzen kann er die wegbrechenden Einnahmen: Im Schnitt trugen die Onlineumsätze nur zu 0,35 Prozent des konsolidierten Gesamtumsatzes seiner Firmengruppe bei. Christian Wermke